

Forschungspolitischer Rückfall in die Planwirtschaft

Vertrauen in gute Forscher bildet eine Basis für wissenschaftlichen Fortschritt. Der üblich gewordene künstliche Wettbewerb mit Publikationszahlen und eingeworbenen Geldern als Erfolgskriterien erzeugt falsche Anreize und führt nicht zu relevanter Forschung.

Von Mathias Binswanger

Seit der Zeit der Aufklärung findet Forschung überwiegend an staatlich finanzierten Universitäten statt. Der Staat beschränkte sich bis vor kurzem allerdings darauf, die Rahmenbedingungen festzulegen. Man hatte das heute geradezu ungeheuer anmutende Vertrauen, dass die Forscher selbst am besten wissen, womit sie sich konkret beschäftigen sollen. Aus diesem Grund versuchte man auch nicht den «wissenschaftlichen Output» von Professoren und anderen Forschenden zu überwachen und zu kontrollieren, denn man ging davon aus, dass diese aus eigenem Antrieb gute Arbeit leisten. Der enorme wissenschaftliche Fortschritt der an den Universitäten stattfand, bestätigte insgesamt die Richtigkeit dieser Annahme. So schrieb noch 1945 der Präsident der Harvard Universität James Bryant Conant, in einem Brief an die «New York Times»: «Es gibt nur eine sichere Methode, wie man den Fortschritt in der Wissenschaft garantieren kann. Man muss geniale Menschen finden, sie unterstützen und sie dann ihre Tätigkeit selbstbestimmt ausüben lassen.»

«Wettbewerb» - ein Etikettenschwindel

Für diese individuelle Selbstbestimmung hat man heute jedoch nichts mehr übrig. Moderne Universitäten sollen «unternehmerisch» denken und von einem CEO wie ein privates Unternehmen geführt werden. Antonio Loprieno, Crus-Präsident und Rektor der Universität Basel, bezeichnete dies vor kurzem als «systemisch unausweichlich» (NZZ 14.11.11). Doch das ganze Gerede von der modernen Universität als Unternehmen ist ein Etikettenschwindel. Anders als bei einem auf dem Markt agierenden Unternehmen geht es nämlich nicht darum, die Bedürfnisse von Konsumenten zu befriedigen, sondern darum, bei vom Staat künstlich inszenierten Wettbewerben möglichst gut abzuschneiden. Das ist aber ein Rückfall in die Planwirtschaft zur Zeit des Kommunismus. Schon 1921 schrieb Lenin nach dem Erfolg der Revolution in Russland: «Jetzt, da eine sozialistische Regierung an der Macht ist, besteht unsere Aufgabe darin, den Wettbewerb

zu organisieren». Doch diese Wettbewerbe scheiterten kläglich.

Ein Beispiel aus den Jahren der Planwirtschaft möge das Problem illustrieren. Ota Sik, tschechischer Wirtschaftsminister zur Zeit des Prager Frühlings und später Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen, erzählte uns in seinen Vorlesungen folgende Geschichte. Wie andere Produktionsbetriebe auch, war die Schuhindustrie in der Sowjetunion durch geringe Produktivität und gewaltige Ressourcenverschwendung geprägt. Die naheliegende Lösung, die Einführung von Märkten, war aus ideologischen Gründen verpönt. Also begannen die Wirtschaftsexperten mit der Suche nach Leistungskriterien.

So kamen sie auf die brillante Idee, einen Wettbewerb um möglichst hohen Materialverbrauch zu veranstalten. Der Gedanke hinter dieser Tonnen-Ideologie ist durchaus nachvollziehbar. Wer mehr Schuhe produziert, braucht mehr Material, dessen Verbrauch sich wiederum in Gewichtseinheiten messen lässt. Doch das Resultat war anders, als die Experten es sich vorgestellt hatten. Im Verlauf weniger Jahre wurden die Schuhe immer materialintensiver und damit klobiger und schwerer. Nicht gerade Eigenschaften, die ein Konsument beim Kauf eines Schuhs besonders schätzt. Statt mehr Effizienz bewirkte der künstlich inszenierte Wettbewerb, dass an den eigentlichen Bedürfnissen vorbeiproduziert wurde.

Ersetzen wir jetzt die Schuhfabrik durch eine moderne Universität und den Indikator «Materialverbrauch» durch den Indikator «Publikationen», dann haben wir eine fast gleiche Situation. Auch in der modernen Universität herrscht wie damals in der sowjetischen Schuhindustrie eine Tonnen-Ideologie. Genauso naiv wie die Vorstellung, dass mehr Materialverbrauch zur Produktion von mehr Schuhen führt, ist die Vorstellung, dass mehr Publikationen und Zitationen in wissenschaftlichen Zeitschriften zu mehr wissenschaftlicher Erkenntnis führen. Statt immer schwererer Schuhe entstehen in der Wissenschaft immer

mehr beschriebene Seiten in Fachzeitschriften, deren Inhalt niemandem nützt und auch niemanden interessiert.

Doch der Inhalt spielt gar keine Rolle, denn es geht nur um den quantitativ messbaren Output an Publikationen (bzw. Zitationen), der zusammen mit der Summe der eingeworbenen Drittmittel für das Ranking einer Universität entscheidend ist. Moderne Universitäten sind einerseits Fundraising-Institutionen, die es darauf anlegen, möglichst viele Forschungsgelder für sich abzuzweigen. Und andererseits sind sie Publikationsfabriken, die versuchen, ihren Output zu maximieren. Forschung wird zum Mittel im Kampf um «Marktanteile» von Universitäten und Forschungsinstituten, wie es der Wissenschaftssoziologe Richard Münch ausdrückt.

Kontraproduktiv für die Motivation

Den wahrscheinlich verheerendsten Effekt der künstlichen Wettbewerbe haben wir aber noch gar nicht erwähnt: die Zerstörung der intrinsischen Motivation. Es ist völlig kontraproduktiv, Wissenschaftler unter den Generalverdacht der Leistungsverweigerung zu stellen und in jedem ein potenziell schwarzes Schaf zu vermuten, aus dem man eine gute Leistung mit einem Zuckerbrot herauskitzeln oder mit der Peitsche herausprügeln muss.

Auf diese Weise verdrängt man erstens die intrinsische Motivation der eigentlich begabten und motivierten Menschen, wodurch echte Höchstleistungen mehr und mehr ausbleiben. Und zweitens holt man aus unmotivierten oder wenig fähigen Menschen selbst mit noch so grossen Zuckerbroten und drohend geschwungenen Peitschen keine Höchstleistungen heraus. Was diese dann wirklich produzieren, ist quantitativ messbarer Unsinn, den niemand braucht, während die wahre Qualität immer mehr verdrängt wird. Dieser Tatsache muss man sich endlich wieder bewusst werden.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Autor des Buches «Sinnlose Wettbewerbe - Warum wir immer mehr Unsinn produzieren»